Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 9

Artikel: Zwischen Hamburg und Drontheim [Fortsetzung folgt]
Autor: Oswald, Josef
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664596

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sie schüttelt ab wie eine morsche Hülle
Der Sorgen Fülle,
Und wirft mit Stolz die drohenden zurück:
Mein sei das Glück!

Da seh' ich in der Felder langen Reihn,
Schweißtriefend in der Sonne Flimmergluten,
Mann, Weib und Kind, die mit gebognem Rücken
Sich mühvoll um die karge Ernte bücken,
Die ihnen blieb durch Trost und Sturmesfluten.

Und drückend legt sich's plötzlich in der Brust
Auf meine Lust:
Wie suche ich im schweren Weltgeschick
Für mich nach Glück?
Zu fliehn des Lebens wogendes Gefecht,
Hab ich ein Recht? —
Und stille nehm' ich meiner Tage Harm
Auf starken Arm.

L. Ziegler, Winterthur.

Zwischen Hamburg und Drontheim.

Von Josef Oswald, Wiesbaden.

Zu den Sommerfahrten, auf denen der nervöse Kulturarbeiter Erholung und Kräftigung sucht, gehört neuerdings jene Route, die der langen und einsamen Westküste Norwegens durch ihr Inselgewirr bis in das Land der Mitternachtssonne folgt, bis in den Bereich des lebenerstarrenden Pols. Dabei läßt man unten die schönen und durch ihre reizvollen Umgebungen ausgezeichneten skandinavischen Städte unbesucht. Erinnert man sich ferner, daß die wilde und groteske Welt der Dolomiten Südtirols sich einer wachsenden Anziehung erfreut, während der alte Rhein, einst im Glanze seiner geschichtlichen Erinnerungen, seiner künstlerischen Schätze und seines poetischen Zaubers eines der berühmtesten Reiseziele, fast nur noch im Fluge durcheilt wird, so erkennt man die Entwicklung, die der moderne Naturgenuß aufweist. Die Ausdehnung der Städte mit ihrem Lärm und Leben, mit dem verschärften Daseinskampfe und der gesteigerten Genußsucht ruft das Verlangen nach einem entschiedenen Gegensatze hervor, nach einer Natur, die vor allem geeignet ist, wieder „das Blut mit Sonnenschein zu mischen und den freien Hauch der Winde in die Pulse zu leiten."

Das Wort rührt von einem englischen Dichter her, wie es auch vorzüglich Engländer waren, die in seiner Anwendung neue und großartige landschaftliche Schönheiten entdeckt und erschlossen haben. Es gilt das ja für viele Gegenden der Schweiz und es gilt auch für die norwegische Küste, wohin seit mehr als einem halben Jahrhundert englische Touristen den Kiel lenken. Den Deutschen

dagegen hat für diese Art Sommerfrische erst ihr jetziger Kaiser das Beispiel gegeben, der, wie bekannt, alljährlich seine Nordlandreise unternimmt.

Es ist ein Widerspruch und dennoch eine Wahrheit, daß der zeitweiligen Kulturfeindschaft des modernen Menschen eine unausrottbare Kulturfreundschaft innewohnt. Wer in kühner und anstrengender Bergwanderung zurückerobern will, was Körper und Geist im zermürbenden Getriebe der Großstadt verlieren, ist zwar gelegentlich mit dem Einfachsten zufrieden, aber als Standquartier pflegt er ein Gasthaus zu wählen, das alle Ansprüche an Bequemlichkeit und gute Verpflegung befriedigt. Darum ist und bleibt die Schweiz die besuchteste Reisegegend, weil im Ganzen sicherlich kein anderes Land eine so harmonische Vereinigung von herrlicher Natur und angenehmer Kultur darbietet. Wäre man in Norwegen auf die norwegischen wie in der Schweiz auf die schweizerischen Wirte angewiesen, so würde nur ein kleiner Teil der Besucher sich einfinden. Allein zum Glück — in gewissem Sinne, wie später dargelegt werden soll, auch zum Unglück — kommen wir dort aus dem besten Gasthause kaum heraus. Es ist das der Dampfer, der uns von Hamburg bringt und dahin zurückführt und den wir unterwegs immer nur auf wenige Stunden verlassen.

Wie aber ist das möglich, ohne im einförmigen Anblick der Uferhöhen aufzugehen, ohne den erfreulichen Wechsel zu entbehren, den man nur beim Eindringen ins Gebirge genießt? — Auf die Frage gibt die eigentümliche Gestaltung des norwegischen Hochlandes Antwort. Da es seine höchsten Erhebungen allerdings nicht unmittelbar an den Küsten, doch nicht gar zu weit davon entfernt hat, und da überall langgezogene Buchten, die sogenannten Fjörde in die Uferfelsen einschneiden und in Windungen und scharfen Biegungen sozusagen bis an den Fuß der kühnsten Gipfel sich einbohren, so entfaltet sich in diesen stillen, bergseeartigen Gewässern je länger je mehr der größte Reichtum an Hochgebirgsszenerien, vollends wenn man für kürzere oder längere Strecken das Wasser mit dem festen Lande vertauscht.

Die Hamburg-Amerika Linie, die allsommerlich drei ihrer prächtigen Dampfer zu einer Anzahl von Nordlandfahrten verwendet, trägt jedem Geschmacke Rechnung, sowohl derjenigen, deren Sinn sich auf den hohen Norden — aufs Nordkap oder gar nach Spitzbergen — richtet, als derjenigen, die mit 63° 25′ nördlicher Breite zufrieden sind, dafür aber häufiger landen möchten. Diese zweite Aufgabe ist einem Dampfer zugefallen, der weder ein Schnelldampfer noch ganz so groß wie seine beiden Genossen ist, dem neuerbauten Doppelschrauben-Dampfer „Meteor", an dessen erste Fahrt vom 3.—16. Juni 1904 die nachfolgenden Erinnerungen sich knüpfen. —

Eine so lockende und schöne Sache eine Seereise auch ist, wer sie zum ersten Male unternimmt, fühlt mitten in der lustvollsten Erwartung eine leise Scheu. Nicht daß er Furcht empfände vor Gefahren, die auf dem Meere nicht größer sind als auf den Schienen. Doch wie eine solche Fahrt ihn völlig dem trauten Bezirke des Gewohnten entreißt, läßt er alles Feste und Gesicherte weit

hinter sich, indes er sich Schwankungen ausgesetzt sieht, wobei unter Umständen auch der Kräftigste jene innere Befriedigung einbüßt, die nicht bloß das Ergebnis eines guten Gewissens ist. Vermag aber etwas die Bedenken zu zerstreuen und wieder stolzen und frohen Empfindungen das Herz zu öffnen, so ist es das großartige Schauspiel, das der Hamburger Hafen gewährt. Diese Werften und Docks; diese Quais mit ihren Speichern und Hallen, mit ihren Kränen und Ladungen; diese Kanäle voll hochragender Kolosse — Dampfer und Segelschiffe, an deren Bug die Fluten aller Himmelsstriche emporgerauscht sind; dazwischen das Hin und Her von Jollen und Barkassen; inmitten der Ruhe der Verankerung der Rhythmus der menschlichen Arbeit und der betäubende Lärm der Maschinen; dieses ganze bunte, von jeder Zone zeugende Leben — das ist ein Bild, das einen nicht losläßt!

Vielleicht hat man bisher mit den Augen eines Poeten oder mit denen eines Kanzleidirektors auf die Geschäfte des Kaufmanns als eine rein materielle Sache vornehm herabgesehen. Hier aber in diesem Welthandelsplatz tritt überzeugend ins Bewußtsein, was irgendwo in einem Dämmerwinkel des Gehirns wie andere Schullehren geschlummert hat: daß nämlich dieser völkerverbindende Handel einer der mächtigsten Kulturfaktoren ist und zu allen Zeiten gewesen war, damals erst recht, als er noch das einzige Bindeglied zwischen den Festländern bildete. Die Fahrzeuge, auf denen man im Altertum mit einer Kühnheit auszog, die fast noch staunenswerter ist als der Fortschritt, den sie heute zeigen, waren ja nicht allein mit Purpur, Spezereien, Metallen und andern toten Dingen befrachtet, sondern auch mit lebendigen Gedanken, mit den neuen bahnbrechenden der großen Weisen und Dichter. Sie waren gleichsam die Weberschifflein, ohne deren Herüber- und Hinüberschießen das Gewirk nationaler Stile und Systeme nicht den Reichtum an Formen und Ideen angenommen hätte, die oft die fernsten und fremdesten Einflüsse verrät.

Doch genug der Reflexionen. Der Morgen der Abfahrt ist da. Vor den Passagier-Wartehallen am Großen Grasbrook, wie der Teil des riesigen Freihafengebietes heißt, wo unser Dampfer bereit liegt, häufen sich die Gepäckstücke, indes noch immer kofferbeladene Taxameter mit Fahrgästen heranrollen und auf der hohen Treppe, die ins Schiff führt, die Prozession der Einsteigenden sich zu entwickeln beginnt. Oben am Eingange zum Promenadedeck empfängt der Kapitän sie mit militärischem Gruße. Man zerstreut sich über den fast hundert Meter langen Raum, verliert sich, jeder seine Kabine suchend, hinab ins Salon-, ins Ober-, ins Hauptdeck. Die Unruhe des Reisefiebers quecksilbert in den Beinen und aus den Mienen blickt das Bewußtsein von der Ungewöhnlichkeit des Unternehmens. Hat sich die erste Sorge beruhigt, so regt sich eine neue: Wird auch nicht von den tausend Koffern der, den man sein eigen nennt, vergessen werden? — Getrost! Die Blaujacken schleppen mit der Seelenruhe, wie sie der in allen Breitengraden gleich genau geübte Dienste verleiht, jegliches herbei, sie vergessen nichts.

Inzwischen drängt man wieder an die freie Luft, um den weltgeschichtlichen Moment nicht zu vergessen, den der Photograph, der soeben seinen Apparat auf das Boot richtet, auf die Platte zaubern will. Schon hat er geknipst.

Muß i denn, muß i denn zum Städtele n'aus, Städtele 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibst hier?

stimmt die Stewardkapelle an, und unter Tücherschwenken der Zurückbleibenden und der Reisenden setzt sich langsam der Dampfer in Bewegung. Über den Mastenwald, den wir durchziehen, schweift das Auge nach der turmreichen Hansestadt, die in jener feuchten Nebelstimmung sich ausbreitet, von deren Häufigkeit die Patina der Metallkuppeln Kunde gibt. Unmerklich geht sie in die große, den Seeleuten zum Quartier und Plaisir dienende Vorstadt St. Pauli über, während an diese, ebenso ohne sichtbare Grenze, das preußische Altona sich reiht. Dahinter schlummert auf dem alten Friedhofe von Ottensen der Sänger des „Messias", nicht weit davon, irgendwo im Umkreise Hammonias, freut Detlev von Liliencron sich seiner sechzig Lenze.

Nun zeigt sich der Glanzpunkt der Gegend. Auf der langgestreckten Höhe des rechten Elbufers bis Blankenese hin dehnen sich die wundervollen Sommersitze der Hamburgischen Handelsfürsten, die in der vornehmen Pracht ihrer gärtnerischen Anlagen auf den mächtigen und immer mächtiger werdenden Strom herniederschauen, an dessen jenseitigem Ufer das Aschenbrödel unter den Naturreizen, das nordische Flachland sich erstreckt. Gleich einer der ersten ist historisch merkwürdig. Er gehörte Heinrich Heines viel genanntem Onkel Salomon, ging in den Besitz des Prinzen Murat über und ist seit 1870 leer und verlassen. Park grenzt an Park, dazwischen schieben sich hier und dort, nicht minder anmutig in blumenreichen und schattigen Gärten gelegen, zahlreich besuchte Gasthäuser, hübsche kleine Villen und lockende Sommerfrischen. Auf der andern Seite des Flusses, auf den einförmigen Flächen der Inseln und des Festlandes träumen schlichte Fischerdörfer. So kommt zu dem landschaftlichen Gegensatze der leidige soziale von reich und arm, ja von krösusgleicher Existenz und täglich neuem, todesmutigem Ringen um das liebe Brot; aber es ist doch mehr ein Kontrast zwischen Luxus und Einfachheit, Kultur und Natur hier, der vollends dadurch gemildert erscheint, als es in die freie Landschaft gerückt und in ihre Schönheit und Stille getaucht ist.

Von Hamburg bis zur Elbmündung bei Cuxhafen braucht der Schnellzug über zwei Stunden, das Schiff, wie es noch mit mäßiger Kraft dahindampft, das doppelte. Da hat man Zeit, mit seiner Einrichtung sich vertraut zu machen und von der Bequemlichkeit und der gediegenen Eleganz sich zu überzeugen, die alle Räumlichkeiten, vorab den dreihundert Personen fassenden Speisesaal, den gemütlichen Rauchsalon und das behagliche Gesellschaftszimmer auszeichnen. Es ist für alles gesorgt. Sogar mit einer Station für drahtlose Telegraphie ist der „Meteor" ausgestattet, und wo die Möglichkeit sich bietet,

mit entsprechenden Stationen in Verbindung zu treten, da blitzen auch sogleich die „Telefunken“ durch die freie Luft, was die Seelen zärtlicher Familienväter und sorgenvoller Geschäftsleute bewegt.

Als vor einigen Jahren die Herren Blumenthal und Kadelburg die Studien, die sie auf einer Nordlandreise gemacht hatten, so äußerst nutzbringend in ihrem „blinden Passagier“ verwerteten, hielten sie sich von poetischer Lebenstreue ziemlich vorsichtig fern. Einer der spärlichen Realismen, die sie sich leisteten, dazu ein sehr wenig empfehlenswerter, bestand darin, daß sie den Namen eines der Offiziere des wirklichen Schiffes auf ihr Schwankschiff herübernahmen. Ein anderer und besserer ist die Szene, da über den ersten Symptomen der Seekrankheit der Vorhang fällt. Die Seekrankheit ist freilich durchaus nichts zum Lachen. Auch wer bei recht bewegter See von ihr verschont geblieben ist, tut wohl daran, den Tag nicht vor dem Abend zu loben. Denn so lange man nicht einen so tollen Sturm erlebt hat, daß man tatsächlich der einzige Passagier bei Tische war, bleibt unsere Seetüchtigkeit problematisch. Immerhin, wie es überhaupt eingebildete Leiden gibt, so kommen sicherlich nicht selten Fälle von Seekrankheit vor, die ihren Sitz lediglich in der Phantasie haben. Kaum daß hinter Cuxhafen das offene Meer sich leise zu heben und zu senken beginnt, sieht man auch schon einen großen Teil der Fahrgäste auf den langen Ruhesesseln des Promenadedeckes unter Reisedecken in ganzer Lebensgröße sich ausstrecken, so daß den wenigen rüstig Auf- und Abwandelnden eine wahre Leichenparade sich darbietet. Mitleidfordernde Mienen bekunden eine grenzenlose Apathie. Man macht sie auf das für ein paar Minuten in weiter Ferne sich zeigende Helgoland aufmerksam. Sie blinzeln nicht einmal in der angegebenen Richtung. Was ist ihnen Helgoland! Froh, den ersten Tümmler aus dem Wasser springen zu sehen, meldet man es ihnen. Sie aber denken: Mögen diese gemeinen Delphine sich in ihrem schwanken Elemente taumeln; unser Element ist das feste Land und das liegt leider weit da hinten! Nun geht einer von der Kapelle mit der Trompete durch alle Gänge und Stockwerke, liebliche, zur Tafel ladende Klänge ihr entlockend. Davon wollen sie nun gar nichts wissen. Kurz, sie meinen es nur in frischer Luft, ohne Speise und Trank und mit geschlossenen Augen aushalten zu können. Zeigt sich aber von Ferne die Küste, sieh! da werden die Meisten plötzlich munter, es erwacht der Appetit wie das Interesse, und bald sind sie auch auf den Beinen. Sollte da nicht eine Autosuggestion im Spiele gewesen sein? Die Einbildung, daß man auf der See unter allen Umständen seekrank werden müsse? — Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls sind die eingebildeten Patienten sehr zu bedauern, wie die wirklichen tief zu beklagen sind; — bleibt ihnen doch der Genuß der unbeschreiblichen Schönheit des Meeres versagt!

Oder ist es nicht schön, wenn es unter dem Dampfer wie ein ungezähmtes Roß sich geberdet, das immer wütender über den Reiter wird, der ihm so fest auf dem Rücken sitzt? Nun greift es in langen Sätzen schäumend aus; da

sticht des Schiffes Vorderteil hoch in den Horizont, um im nächsten Augenblicke so tief in ein Wellental zu dringen, daß die Schraube sich frei in der Luft dreht und mit betäubendem Lärm den Bau erschüttert. Nun versucht die See es anders. Sie läßt das Schiff nicht mehr „rollen", wie der Seemann sagt, sie läßt es „stampfen", indem sie es nach den Seiten hin und her zerrt. Endlich rasend geworden ob der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen, stürmt sie derart in wildem Groll, daß es zugleich stampft und rollt, daß es „schlingert".

Wir waren über Nacht in den Ausläufer eines Sturmes geraten, doch am folgenden Tage beruhigte sich die See je länger je mehr unter einem wolkenlosen Sonnenhimmel. Unwillkürlich blickt man über die weite Wasserwüste nach Reisegenossen aus. Es ist unendlich einsam in diesen Gewässern, nur selten bekommt man ein Schiff zu sehen, etwa aus dem Okager Rak kommend, einen Dampfer, der seinen Kurs gen Schottland nimmt. In den Nachmittagsstunden ging es auf den stahlblauen Fluten der Küste entgegen, deren niedrige, in ihrer Kahlheit wie abgewaschene, in ihren Rundungen wie abgeschliffene Bergformen eine neue fremde Welt ankündigten, die auch die merkliche Verlängerung des Tages zu erkennen gab. Es war gegen 10 Uhr, als wir zwischen dem 59. und 60. Grade nördlicher Breite die Sonne untergehen sahen. Gleich einem feurigen Riesenpilz — etwa einem ins Gigantische getriebenen Pfefferling ähnlich — leuchtete sie im Hinabsinken aus den sie umgebenden Dünsten, allein das eigenartig prächtige Schauspiel erwies sich als kein gutes Wetterzeichen. Am Ausgange des Karmsundes geriet der Dampfer über Nacht in dicken Nebel, und dieser geschworene Feind aller Wanderschaft trotzte dem Anhauch des Morgens und wich nicht. Das war eine rechte Enttäuschung für die Reisegesellschaft; glaubte man doch beim Erwachen, schon tief im Hardangerfjord zu sein, um demnächst in Odde an stäubenden Wasserstürzen und blinkenden Gletschern sich zu erfreuen und zwischendurch die auf gesegnetem Grunde hausende Bewohnerschaft im Feststaate der angestammten farbigen Landestracht zur Kirche wallen zu sehen. Es war Sonntag nämlich. Doch statt melodischen Glockengeläutes vernahm das Ohr den unmelodischen Lärm der Warnungssignale, die in die graue Nebelnacht geschmettert und daraus zurückgeschmettert wurden. Zwei kleine Küstendampfer lagen nahebei, die freilich nur zu sehen waren, wenn ein Lüftchen uns zum Schabernack in den Vorhang griff, um ihn sogleich wieder zu schließen. Erst um Mittag hellte sich der Umkreis auf, so daß die Anker gelichtet und dem Städtchen Haugesund und seinen wackern Häringshändlern, deren Jugend in Booten den weißgestrichenen Neuling mit dem gelben Schlote umkreiste, Lebewohl gesagt werden konnte. Odde, die erste Nummer unserer Landfahrten, mußte gestrichen werden, da die Erledigung des Reiseprogramms an eine ganz bestimmte Zeit gebunden war. Nun, man betrachtete das als das übliche der Götter Neid beschwichtigende Opfer, danach der Irdische getrost die Freude ungemischt genießen darf.

Wenig hohe, einsame, in ihrer Öde an die Paßhöhen der Alpen erinnernde

Ufer zogen vorüber, doch bald baute das Panorama sich großartiger auf, Kolosse wie Rigi und Pilatus stiegen empor und eine Kette schneebedeckter Gipfel zeigte sich den bewundernden Blicken, bis sie ihm wieder durch ein Gewirr kahler Inseln und Vorgebirge entzogen wurde. Am andern Morgen grüßten die roten Dächer von Bergen, in dessen Bucht wir lagen, doch die Stadt war noch so still wie der nordische Paganini, der Geiger Ole Bull auf seinem Postamente in den Anlagen. Das Standbild ist bezeichnend für die Geistesart der Norweger. Wie dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht, so setzt sie den Virtuosen im Allgemeinen keine Denkmäler. Allein die Berger ehrten in ihrem großen musikalischen Mitbürger den Ruhm des Vaterlandes, den jener wie Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall", durch die Konzertsäle der alten und neuen Welt gleich eine Siegesfahne getragen hat. Zudem war ja auch Bull in der Heimat ein tätiger und verständnisvoller Förderer der heimischen Kunst. Wie aus Ibsens Lebensgeschichte bekannt ist, hat er als Gründer und Leiter des „Norwegischen Theaters" in Bergen mit genialem Blick für das Geniale den kaum erst hervorgetretenen Poeten zum Dramaturgen bestellt und ihn verpflichtet, alljährlich der Bühne ein Drama zu liefern, was der junge Löwe auch redlich besorgte, indes er der Welt seine Klaue wies.

In Bergen verließen wir den Dampfer, um die Eisenbahn nach Voßewangen zu nehmen. Schienenwege gehören in Norwegen noch zu den Seltenheiten, namentlich das ungeheure westliche Gebiet hat nur ganz vereinzelte und wenig ausgedehnte. Die Bahnstrecke Bergen-Voßewangen aber ist eine von denen, wo man dem Dampfroß nicht Flügel, sondern Hemmschuhe wünscht und wo man möchte, daß die Wände ganz aus Glas seien. Denn ringsum breitet die Natur jene seltene Schönheit aus, die vom Lieblichen sich ebenso entfernt, als sie dem Erhabenen sich nähert. Es beruht diese Wirkung auf der gleichmäßig gewaltigen Steigerung ihrer beiden Grundelemente: Fels und Wasser, weshalb allenthalben, wo sie in dieser Art zu Werke geht, die Landschaften eine unverkennbare Ähnlichkeit haben. Und doch ist ein Unterschied zwischen den Bildern, die ein Bahnflug über die Axenstraße zeigt, und denen, die hier nach jedem Tunnel überraschen, ein Unterschied nicht nur in den Einzelheiten, was erst bei genauerer Bekanntschaft sich feststellen läßt, sondern auch im Großen und Ganzen. In den Alpen ist es die Riesenhaftigkeit der Felsenwelt, die vor allem fesselt, und wenn zu ihren Füßen sich flüssiger Smaragd in weiten Flächen schmiegt, so scheint er dazu da zu sein, um uns einen neuen Maßstab für die Bewunderung ihrer Gipfel zu geben und ihre Fernen täuschend zu verdoppeln. Hier dagegen macht sich in erster Linie der Wasserreichtum geltend; lang gestreckte Fjorde, ungleich größer als die Seen der Schweiz, weisen auf die Nähe des Meeres hin, dessen Wildheit zu bändigen, dessen Unendlichkeit zu beschränken und zu übersichtlichen Bildern wohltuend zu begrenzen, die Bestimmung dieser machtvoll getürmten Bergmasse zu sein scheint, die auch in ihrem Schneepanzer an die Alpen erinnern, ohne auch nur annähernd ihre Höhen zu erreichen.

Station folgt auf Station. Mit Vergnügen nimmt man vor den kleinen, schlichten grell gestrichenen Häusern Blumen war, die vom Segen der warmen Meeresströmungen für das kalte Nordland künden. Kinderchen stehen und starren den Bahnzug mit den vielen Fremdlingen an. Hin und wieder guckt unter einem Pelzmützlein ein Gesicht hervor, das einem Lappländerbub zu gehören scheint. Auch benutzt man wohl einen reichlich bemessenen Aufenthalt, um Ansichtspostkarten zu kaufen. Wo gäb' es die nicht? — Ich glaube, wenn nächstens der Südpol entdeckt wird, findet man selbst dort eine Sammlung vor, die irgend ein freundlicher Erdgeist vorsorglich dahin gestiftet hat.

Reist man wie wir sozusagen mit Siebenmeilenstiefeln, indem man durch zehn Breitegrade hindurch seinen Weg in kaum vierzehn Tagen hin und her macht, so kann man sich eigentlich über die Abwechslung nicht wundern, die man fort und fort erlebt. Dennoch war die Überraschung groß, als nach der Eisenbahnfahrt durch eine bevölkerte und kultivierte Gegend beim Aufstieg nach der Wasserscheide, die jenseits das Element nach dem sagenberühmten Sognefjord sendet, sich der denkbar schroffeste Gegensatz zeigte. Von Voß ging es mit Wagen weiter, die hierzulande noch das Hauptbeförderungsmittel sind. Und was für Wagen! Stolkjaerre — Stuhlkarre — nennt man sie. Sie rollen ohne Federn und Bremse auf zwei Rädern, haben vorn einen Doppelsitz, dahinter einen Kutschbock und sind mit einem Pferdchen bespannt, das, falls es jung und wohlgenährt ist, wie der Wind läuft. Offengestanden, man ist schon sanfter und kommoder gefahren. Dazu kam, daß die hart aufeinanderjagende Reihe von einigen sechzig Stolkjaerre einen Staub aufwirbelte, der allem spottet, was man in dieser Art erduldet hat. Die Kutscher, meist junge Burschen, sind gewohnt, nur Engländer zu kutschieren. Sie reden daher von fremden Sprachen nur englisch, sogar wenn sie es nicht verstehen, wie meiner, der stets voll Höflichkeit Yes! sagte, ich mochte fragen, was ich wollte.

Worin bestand nun der schroffe Gegensatz? — Zunächst befremdete es, daß unsere Grüße und Zurufe unerwidert blieben, daß jenes muntere Gebahren, worin man sich in größerer Gesellschaft beim passieren fremder Ortschaften unwillkürlich gefällt, nicht die leiseste Spur eines verständnisinnigen Lächelns aus den weißen, steinharten Zügen der an Fenstern und Türen sich zeigenden Einwohnerschaft zu locken vermochte. Mit Beschämung ward man inne, als Sonntagskinder von Menschen bestaunt zu werden, denen eine rauhe und unwirtliche Natur zeitiger und gründlicher als anderwärts den Jugendfrohsinn versiegen läßt gleich einem Gewässer, über dem keine segnende Wolke niedergehen will. Und rauh und unwirtlich ist die Natur hier, und wird es je höher je mehr. Man glaubt sich in eine alpine Hochlandschaft versetzt, und doch erreichen die höchsten Gipfel, die auf dieser Fahrt zu sehen waren, keine 1500 m, während die Talsohle sich auf einer Höhenlinie bewegt, die im Herzen Europas die reichste und prächtigste Vegetation entfaltet. Es ist eben die Nähe des kalten Nordens, der, wie er hier die Schneegrenze bis auf 1000 m herabsetzt,

alles Ungemach und allen Zauber des Hochgebirges den norwegischen Bergen verleiht. Hier wie dort dieselbe Einsamkeit und Öde. Nur selten ein Dörfchen. Gelegentlich ein verreinzeltes Gehöft. Vielleicht liegt da und dort noch eins versteckt, da immer Kinder zur Hand sind, den flinken Pferden die Gatter zwischen den baumbestandenen Weideplätzen zu öffnen, darauf magere Kühe und entschirrte Gäule grasen. Aber auch hier wie dort dieselben herzerquickenden Schönheiten. Man hätte sich dem Glauben, in irgend einer gletschernahen Alpengegend längs eines brausenden Flusses dahinzueilen, um so mehr hingeben können, als die Schneeschmelze vielerorts noch nicht eingetreten war, rings noch reicherer Silberglanz leuchtete als ihn das ewige Eis anf den Hochflächen, auf dem sogenannten Fjeld gewährt. Ja, die Täuschung wäre vollständig gewesen, hätte nicht, statt dunklem Nadelholz, frühlingsfrisches Birkengrün die Hänge bedeckt. Es sind nichts weniger als dicke und glatte Stämme, allein ihr zarter Laubschleier über dem Weiß der Rinde gibt der Landschaft ihre Besonderheit, die mehr als anderes für den Gesamteindruck unterscheidend ins Gewicht fällt. Allmählig freilich überwiegt der Anblick einer trotzig starren Felsnatur. Aus dem Hintergrunde einer beherrschend ausgebreiteten kalten und kahlen Bergreihe weht es verödend über einen See — den Opheimsvand — an dessen Ufer ein Dörfchen seine paar armseligen Hütten um ein Holzkirchlein schart. Wie muß hier das Leben erst in der langen Winterszeit stocken, wenn alles im Schnee begraben liegt! Wo eine Kirche ist, kann auch der Pfarrer nicht weit sein. Da erinnert man sich des Lieblingsthemas der großen norwegischen Dichter, eines Ibsen, Björnson, Kielland; man denkt an Brand, Sang, Jürges — diese mächtigen Priestergestalten, die sich von einer ähnlich weltfernen Umgebung abheben. Es ist aber nicht dieser finstere Ernst der landschaftlichen Stimmung, der auch da im Wesen und in den Mienen der Bewohner sich spiegelt, nur der Vorklang zu dem berühmten, von grauen stumpfen Bergkegeln gleich riesigen Felsbastionen umdrängten Stalheim, dessen einsames Gasthaus mehr als einmal ein Raub der Flammen wurde. Wäre es in diesen modernen Zeiten erlaubt, natürlichen Ereignissen eine mythologische Deutung zu geben, so würde man diesen melancholischen, kaum zur Wiederkehr lockenden Felsenhorst als einen Sitz meuschenfeindlicher Dämonen bezeichnen, wobei übrigens das Subjektive aller ästhetischen Naturbeurteilung, die stets an Zufälligkeiten wie Tageszeit, Wetter, Gemütsverfassung und dergleichen geknüpft ist, gern zugestanden werden mag. Denselben Charakter behauptet die Landschaft auf dem jähen Abstieg, der angesichts zweier riesenhafter Wasserfälle in das Naerodal führt.

Gegensatz folgt auf Gegensatz. Nach der starren, ab und zu von Gießbächen belebten Gebirgswelt — Gudvangen an malerischer Bucht, auf deren grüner Flut unser weißes Schiff zum Empfange bereit liegt. Schon hat eine unverkennbare Anhänglichkeit an das schwimmende Haus sich entwickelt. Zudem bringt man die Überzeugung dahin zurück, daß der Hauptreiz des Landes doch wohl in dem Bereiche seiner Fjorde liege. Mit Bewunderung nimmt man

wahr, welche ungewohnte Leuchtkraft sich über dem Schiller der Wasserfläche offenbart. Ganz wie man es auf den Gemälden der norwegischen Landschafter Rasmussen und Norman öfters sieht, flammen mitten in dem Stein- und Wolkengrau, dem See- und Laubgrün einzelne Punkte grell auf — etwa das Blau eines Kahnes, das Ziegelrot einer Hütte, denn in so entschiedenen Färbungen prangt derlei gewöhnlich hier. Bietet aber dieser Anstrich, gegenüber den Naturfarben, schon bei bedecktem Himmel dem Auge ein erfreuliches Gegengewicht, um wie viel mehr, wenn heller Sonnenglanz sich damit vermählt!

Wir sind am äußersten Ende des Sognefjords. Zu dem Reichtum seiner landschaftlichen Schönheiten gesellt sich für den Poesiefreund das Interesse, das er als Schauplatz der Frithjofs-Sage gewählt. Keine der nordischen Dichtungen ist in deutsch redenden Landen so berühmt geworden als diese des schwedischen Dichters Isaias Tegnér, wurden doch die ersten Bruchstücke, die davon herauskamen, alsbald verdeutscht und von Goethe voll Anerkennung begrüßt und hat doch das ganze Gedicht, außer der bekanntesten und beliebtesten Übertragung von Gottlieb Mohnika, noch siebzehn weitere Übersetzungen ins Deutsche erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Irrfahrten. Roman von Jakob Schaffner. S. Fischer, Verlag, Berlin. Mark 3.—.

Den Lesern unserer Monatsschrift ist Jakob Schaffner vorteilhaft bekannt. Irren wir nicht, so hat sie den Namen des jungen, in Basel lebenden und von Kindheit an mit schweizerischen Verhältnissen vertrauten Schriftstellers überhaupt zuerst in der Schweiz bekannt gemacht. Dem Milieu und den Menschen, welche er in dem vorliegenden Roman schildert, merkt man es überall an, daß er lange Jahre den Spannriemen benützt, Draht gepicht und Leder geklopft hat; die Darstellung selber verrät zum Glück nichts mehr von dieser Beschäftigung, sie ist im guten Sinne literarisch und gemahnt mich speziell an den berühmten Schwaben Hermann Kurz, sowohl in der Ausdrucksweise als in Ton, Erfindung und Komposition. Damit will ich nicht behaupten, daß Schaffner jenen Schwaben studiert und nachgeahmt habe; ich will nur sagen, daß er bereits Stil habe und eine besondere Art, die dort hineinschillert, und das ist viel.

Zum größten Teil schildert der abenteuerliche Roman das seltsame Schicksal eines Schusters, der es hoch im Kopf hat, eine Fabrik gründet, bankerott macht, dann auf den Goldfeldern Nordamerikas Reichtümer sammelt, um sie ebenso schnell wieder zu verlieren, worauf er sein besseres Ich in der geliebten deutschen Heimat wiederfindet. Diese Geschichte ist mit Erfindung und Geschick durch die Goldfäden echter Poesie mit der Liebesgeschichte seiner Tochter und deren Freier verknüpt. Was den Gestalten noch fehlt, das ist freie Plastik; der Leser wird zu gewaltsam geführt. Auch an Überflüssigem und allzu Umständlichem fehlt es nicht, man fühlt da und dort, daß die Persönlichkeit des Dichters sich direkt aussprechen will. Allein die Schlichtheit und Kraft in der Darstellung, die schöne, bezeichnende und fast durchweg natürliche Sprache, die über großen Wohllaut verfügt und die Stimmung des Verfassers fast ohne Härten und Hemmungen dem Leser